

■ Robert Bosch Stiftung startet den „Ost-West-Bildungsdialog“:

„Ich wünsche mir mehr Netzwerke“

Auch 13 Jahre nach der Wiedervereinigung gibt es in der Ausbildung und Praxis der Gesundheits- und Pflegeberufe in Ost- und Westdeutschland noch eine deutliche Kluft. Die unterschiedlichen Bildungstraditionen wirken bis heute nach. Doch bei allen Unterschieden gibt es ein gemeinsames Ziel: die Weiterentwicklung der Gesundheits- und Pflegeberufe. Auf dem Weg dorthin können die Unterschiede auch Quelle für Synergien sein. Um diese zu erkennen und zu

nutzen, hat die Robert Bosch Stiftung einen „Ost-West-Bildungsdialog“ initiiert (Kasten). Er wird unterstützt von den beiden Fachmagazinen „Pflegezeitschrift“ und „Heilberufe“. Dort werden in dieser und den nächsten Ausgaben Experten der Pflege und Pflegebildung über ihre Erfahrungen berichten, die sie als „Grenzgänger“ zwischen Ost und West gesammelt haben. Den Anfang macht an dieser Stelle Dr. Christina Köhlen.



Dr. Christina Köhlen

ist Kinderkrankenschwester und Diplom-Pflegepädagogin. Aufgewachsen in Berlin (West), hat sie 1993 an der Berliner Humboldt-Universität ihr Studium begonnen. Nach erfolgreichem Abschluss war sie zunächst als freiberufliche Beraterin und Dozentin tätig, bevor sie 2001 an der Humboldt-Universität die Leitung und Koordination des von der Robert Bosch Stiftung geförderten Transferprojektes „Pflegebildung und -beratung in der Häuslichen Kinderkranken-

kenpflege“ übernahm. Anfang dieses Jahres schloss sie erfolgreich ihre Dissertation ab, ihr Thema: „Theorie und Praxis der Familienorientierten Pflege am Beispiel der Häuslichen Kinderkrankenpflege in Deutschland“. Seit Oktober vergangenen Jahres ist sie außerdem als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Universität Dresden tätig, in der Beruflichen Fachrichtung „Gesundheit und Pflege“ am dortigen Institut für Berufliche Fachrichtungen.

bei wurde mir zum ersten Mal richtig bewusst, dass die Mitstudenten aus den neuen Ländern auf andere Ausbildungserfahrungen zurückblickten als wir im Westen. Zum Beispiel erinnere ich mich an eine Kommilitonin, die erzählte, dass sie in einem konfessionellen Haus gelernt hatte und dass dies etwas ganz Besonderes für sie war.

Was Sie als Normalität kannten?

Dr. Christina Köhlen: Ja. Und ich muss jetzt noch einmal einen kleinen Schritt zurück machen:

Als ich Anfang der 90er-Jahre noch als Kinderkrankenschwester gearbeitet habe, hatte ich bereits Kolleginnen, die aus den neuen Ländern kamen. Von ihnen erfuhr ich bereits, dass die Pflege und Pflegeausbildung in der ehemaligen DDR anders, stärker medizinisch orientiert waren, dass auch die praktische Ausbildung nach einem ganz anderen System funktionierte, dass es Medizinpädagogen gab.

Sie sprachen vorhin von den unterschiedlichen Kulturen, die aufeinander prallten. Woran wurden die Unterschiede deutlich? An der medizinischen Orientierung?

Dr. Christina Köhlen: Ja, das war das eine. Das andere ... Ich erinnere mich an eine Kollegin in der Kinderklinik, die in der DDR aufgewachsen ist, dort ihre Ausbildung absolviert hat. Sie sagte, dass sie den Eindruck

habe, dass in unserer Kinderklinik in West-Berlin mehr für behinderte Kinder getan wird, die Eltern mehr einbezogen werden.

Ähnliches habe ich erfahren, als ich während des Studiums angehende Kinderkrankenschwestern unterrichtet habe. Und wenn ich dann die Schüler im Rahmen des Themas „Kind im Krankenhaus“ fragte, was sie empfunden hatten, als sie einmal selbst als Kind in einem Krankenhaus gewesen waren, dann berichteten einige, die noch zu DDR-Zeiten im Krankenhaus gelegen hatten, dass ihre Eltern kaum zu Besuch gekommen waren, da denen erklärt worden war, dass das besser für ihre Kinder sei. Der Umgang mit den Eltern und Kindern war hier ein anderer.

An solchen kleinen Dingen konnte ich feststellen, dass es Unterschiede gab. Aber ich habe die Begegnung, den Austausch immer als Bereicherung empfunden. Die Unterschiede haben für mich nie eine große Rolle gespielt.

Was hat sich seitdem geändert, in der Pflegeausbildung, in der Pflegekultur?

Dr. Christina Köhlen: Das fällt mir schwer zu sagen, da ich vor allem mit dem Bereich der Fort- und Weiterbildung in Berührung komme und nicht direkt in die Ausbildung involviert bin. Natürlich brach mit der Einheit über die Pflegenden, aber auch über die Ärzte im Ostteil des Landes sehr viel Neues herein. Sie mussten sich neue Gesetze aneignen, es wurde viel umstrukturiert. Und es kommen noch weitere Veränderungen auf sie zu. Ich habe schon das Gefühl, dass die Pflegenden sich mit Theorien, mit Qualitätsmanagement auseinandersetzen. Sie finden diese

Wann hatten Sie Ihre erste „Grenzerfahrung“, bezogen auf das Berufsfeld Pflege?

Dr. Christina Köhlen: Meine erste machte ich natürlich, als ich 1993 anfang, an der Humboldt-Universität zu studieren. Damals war es fast überhaupt die einzige Möglichkeit, einen Studiengang im Bereich der Pflege zu belegen. Und da prallten dann schon zwei unterschiedliche Kulturen aufeinander: wir als westlich Sozialisierte mit ganz bestimmten Vorstellungen auf der einen und die Mitstudenten aus den neuen Ländern auf der anderen Seite. Und Anfang der 90er-Jahre war ja auch am Institut noch einiges unklar, ein paar Jahre später kam dann noch die Fusion der Charité mit dem Virchow-Klinikum. Da lebte die Ost-West-Diskussion noch einmal auf. Unter diesen Bedingungen mussten wir uns zusammenzurufen. Da-

Themen interessant und nutzen das Wissen auch. Anderen machen diese Dinge wiederum große Angst. Ich bin mir gar nicht sicher, ob das so viel anders ist als im Westen, ich glaube, dass sich die Unterschiede eher auf einer subtilen Ebene bewegen.

Woran merken Sie das?

Dr. Christina Köhlen: Ich gebe zum Beispiel sehr viele Seminare zum Thema Burnout und Stress. Und wenn ich bei Seminaren im Ostteil des Landes die Teilnehmer nach ihren Erfahrungen im Zusammenhang mit Stress oder Burnout frage, dann reagieren sie zunächst sehr zurückhaltend. Sie brauchen länger, sich zu öffnen. Wenn ich solche Seminare im Westen halte, dann habe ich das Gefühl, dass es etwas lockerer ist. Ich nehme an, dass dieser Unterschied auch etwas mit der Kultur zu tun hat, damit, wie man groß geworden ist. Aber es ist nur eine Mutmaßung.

Im Rahmen Ihres Transferprojektes bieten Sie eine Veranstaltung an zwei verschiedenen Orten an, einmal in Köln und einmal in Berlin.

Dr. Christina Köhlen: Sie findet das erste Mal an zwei Orten statt, bisher haben wir die Veranstaltung nur in Berlin durchgeführt. Dass wir jetzt diese beiden Orte ausgesucht haben, ist einer Anfrage vom Bundesverband für Häusliche Kinderkrankenpflege geschuldet, der in Köln sitzt und mit dem ich eng zusammenarbeite, ich gehöre auch seinem Vorstand an. Und es liegt auch daran, dass in Nordrhein-Westfalen mit die größte Dichte an Einrichtungen der Häuslichen Kinderkrankenpflege besteht. Dagegen gibt es im Ostteil Deutschlands kaum solche Einrichtungen und es ist auch sehr schwierig, die Mitarbeiter zu erreichen. Ich versuche jetzt, das Thema familienorientierte Pflege etwas zu verbreiten.

Das Interesse am Konzept der familienorientierten Pflege ist also in West und Ost unterschiedlich?

Dr. Christina Köhlen: Interesse ist vielleicht nicht das richtige Wort. Auf jeden Fall besteht ein großer Unterschied, was die Verbreitung des Konzeptes, auch die pflegewissenschaftliche Auseinandersetzung insgesamt angeht. Das hat aber nichts damit zu tun, dass die Pflegenden in den neuen Ländern nicht interessiert sind, sondern sie sind – und das merke ich jetzt auch in Dresden – noch sehr auf sich allein gestellt.

Es gibt die – ich nenne sie einmal bewusst so – „westdeutsche“ Pflegewissenschaft. In den neuen Ländern ist zwar bekannt, was so diskutiert wird, aber es gibt keine Standorte. Jetzt geht es darum, ein Netzwerk aufzubauen, wobei man auch etwas Einzelkämpfer ist. Das mag ein kleiner Nachteil sein, der Vorteil ist natürlich, dass man etwas aufbauen kann. Und ich stelle schon eine Offenheit und Interesse für diese Themen fest. In Dresden gibt es zum Beispiel ein sehr interessantes Projekt, das sogenannte „Brückenprojekt“. Es ist in der Kinderkrankenpflege entstanden. KinderkrankenSchwestern begleiten onkologisch kranke Kinder nach Hause und leiten dann dort ambulant tätige Krankenschwestern an.

Weil es keine speziellen Pflegedienste für Kinderkrankenpflege gibt?

Dr. Christina Köhlen: Natürlich gibt es auch in Sachsen häusliche Kinderkrankenpflege, aber kein Pflegedienst kann es sich leisten, sich allein darauf zu spezialisieren. Es besteht ein großer Bedarf an Fortbildungen zu diesem Thema, aber es ist schwer, an die Einrichtungen heranzukommen. Und so suche ich ganz gezielt Praxiskontakte. Dadurch habe ich auch bereits viele engagierte Pflegekräfte kennen gelernt, gerade im Bereich der Palliativpflege. Sie versuchen ebenfalls, ein Netzwerk aufzubauen, auch weil sie selbst einen Bedarf an pflegewissenschaft-

licher Auseinandersetzung haben, wenn auch vielleicht noch einmal anders als im Westen. Die Situation stellt sich hier eben völlig anders dar, einfach aufgrund der Strukturen, der demografischen Entwicklung ...

... und des Arbeitsmarktes.

Dr. Christina Köhlen: Ja, und auch im Hinblick auf die Pflegesätze. Sie werden gedrückt, gedrückt, gedrückt. Ich sehe es natürlich besonders aus der Perspektive der KinderkrankenSchwester. Die Betten werden gestrichen und und und. Zugleich werden in manchen Regionen händeringend Hausärzte gesucht, mancherorts ist die medizinische Grundversorgung gefährdet, das gilt auch für die ambulante Pflege. Arbeit ist zwar genug da, aber die Pflegedienste können sich nicht über Wasser halten. KinderkrankenSchwestern aus Dresden fahren bis nach Görlitz, um Kinder zu betreuen, die dortigen Pflegedienste anzuleiten. Das sind ganz andere Probleme.

Sind Ost und West also noch weiter entfernt voneinander, als es auf der Landkarte aussieht?

Dr. Christina Köhlen: Ost und West halte ich für ein Etikett. Für mich ist die vermeintliche Grenze schon sehr löchrig und außerdem kann ich in Bayern genauso meine Grenzerfahrungen machen. Wenn ich an den Titel „Ost-West-Bildungsdialog“ denke, dann trifft er genau den Punkt: Es sollte um einen Dialog gehen, um eine Öffnung und ein noch stärkeres Aufeinanderzugehen. Ich denke, dass diese Tagung eine gute Möglichkeit zur Begegnung bietet.

Wo sehen Sie noch Potenzial für Synergien in der Pflege und Pflegebildung?

Dr. Christina Köhlen: Ich wünsche mir, dass noch mehr solcher Netzwerke entstehen, von denen ich vorhin gesprochen habe, dass Universitäten und Fachhochschulen noch stärker kooperieren, vielleicht gemeinsame Forschungsprojekte durchführen. Da ist noch eine ganze Menge zu leisten.

Vielen Dank für das Gespräch.

Von Unterschieden profitieren – Gemeinsamkeiten entwickeln

Auf Initiative der Robert Bosch Stiftung hat sich in Zusammenarbeit mit dem Bundesverband der Lehrerinnen und Lehrer an beruflichen Schulen (BLBS) und dem Bundesausschuss der Lehrerinnen und Lehrer für Pflegeberufe ein Expertenkreis gebildet, der sich zum Ziel gesetzt hat, den Dialog zwischen Lehrenden und Experten des Berufsfeldes Gesundheit und Pflege aus Ost und West zu fördern. Unter dem Motto „Von Unterschieden profitieren – Gemeinsamkeiten entwickeln“ soll die Berufs- und Lehrerbildung weiter profiliert werden. Im Mittelpunkt sollen die Themen „Schulentwicklung“ und „Lehrerbildung“ stehen. Den Auftakt des „Ost-West-Bildungsdialoges“ bildet eine Veranstaltung am 8. und 9. Dezember dieses Jahres im Dresdener Hygienemuseum. Im Jahr 2004 sollen verschiedene weitere Aktivitäten folgen.

Informationen:

Robert Bosch Stiftung, Jürgen Krauth, Tel.: (07 11) 4 60 84 77, E-Mail: juergen.krauth@bosch-stiftung.de

Die Beiträge, die in der Fachzeitschrift „Heilberufe“ zum Bildungsdialog erscheinen, können auch im Internet unter www.heilberufe-online.de, Rubrik Kontext, nachgelesen werden.

